

Macht und Ohnmacht des politischen Journalismus

Keynote

Bodo Hombach

**6. Januar 2012
Tagung Deutschlandfunk
"Der Ort des Politischen in der digitalen Medienwelt"
im Funkhaus Köln**

Meine Damen und Herren,

in dem mir gestellten Thema steckt eine Frage. Die kurze Antwort ist: Es gibt nichts Neues. Keine schlechte Nachricht für einen Jubilar, dem man zurufen möchte: Weiter so!

Zuerst die Anekdote eines Verlegers: Der sei in China gewesen, um dort vor Fachpublikum über Qualitätsjournalismus zu sprechen. Der Dolmetscher habe blockweise übersetzt. Er habe zusammenhängend je zehn Minuten gesprochen. Nach dem ersten Block habe der Dolmetscher einen Satz gesagt. Nach dem zweiten auch einen Satz. Nach dem dritten und nach dem vierten, dem letzten Block, jeweils wieder nur einen Satz. Der Verleger habe irritiert einen Sprachkundigen gefragt, was denn der Dolmetscher übersetzt hätte. Der gab Auskunft: „Nach dem ersten Block sagte er: ‚Er hat nichts Neues gesagt.‘ Nach dem zweiten: ‚Er hat immer noch nichts Neues gesagt‘. Nach dem dritten: ‚Ich glaube nicht, dass der noch etwas Neues sagen wird‘. Und nach dem Ende seiner Rede sagte er: ‚Ich hatte Recht.““

Es gibt selten was Neues.

Die Klage über Medien ist schon immer feste Größe im deutschen Kulturpessimismus. Wenn der politische Journalismus sein Selbstbildnis malen wollte, schwankte er zwischen Macht und Ohnmacht, zwischen Sieg und Niederlage, zwischen Stolz und Kümmeris. Es gibt Ruhmesblätter, eine bemerkenswerte Strecke nach gelungener Jagd, eine Menge Trophäen erlegter Zwölfender aus Politik, Wirtschaft und Gesellschaft.

Es gab und gibt aber auch das Elend der versandeten Recherche, des peinlichen Irrtums, die verschüttete, auch die falsche Spur, die nicht verhinderte Katastrophe.

Der gute Journalist ist dabei, aber er gehört nicht dazu. Er weiß, dass es schlimm ist, im falschen Moment wegzuschauen oder zu schweigen. Oft muss er versuchen, anderen zu erklären, was er selbst noch nicht ganz versteht. Zugleich hat der kluge Journalist Sorge vor dem, was man mit Worten und Bildern anrichten kann. Elias Canetti bedauerte, dass es keine Erfindung gibt, Explosionen rückgängig zu machen.

Nach breiter Lebenserfahrung hab' ich zu diesem Spannungsfeld einen klaren Standpunkt: Der politische Journalismus ist dort mächtig, wo er seinen Daseinszweck erfüllt, indem er der Macht ein kritisches Gegenüber bietet, seinen Lesern bei der Orientierung in einer unübersichtlichen Welt beisteht, wo er Ideen aufgreift, deren Stunde gekommen ist. Er ist machtlos, entbehrlich, sogar schädlich, wo er sich dieser Verantwortung durch Scheuklappen, Feigheit oder Unprofessionalität entzieht.

Kant fragte noch kategorisch: Was ist, wenn's alle tun? Die moralische Selbstkontrolle unserer Zeit ist bescheidener: Was ist, wenn's rauskommt?

Jürgen Habermas hatte 1962 über „Strukturwandel der Öffentlichkeit“ geschrieben. Habermas verbindet den Begriff „Öffentlichkeit“ kategorisch mit „öffentlicher Meinung“ und „Publizität“. Wirksame Kritik der politischen Realität sei nicht in privater Sphäre, sondern nur in der Öffentlichkeit möglich. Erst der Transfer privater Meinungen, Wertungen, Zielbilder in den öffentlichen Raum macht aus dem Privatmenschen den Bürger und setzt ihn in ein Verhältnis zum Staat, damit er einwirken kann.

Das Werkzeug, das er dabei braucht, sind die Medien. Hilfreiche Begleitung erwartet er sich vom Journalisten. Die abstrakte Ferne der Macht, der Einfluss starker Interessen und die Größe und Komplexität der modernen Zivilisation lassen ihm keine andere Wahl.

Ich meine: Der Journalist ist nicht nur Wächter. Er muss „Sprachgeber“ sein gegen das Verstummen der Politik und der Institution. Deren Argumentationsarmut verbirgt sich häufiger hinter Worthülsen, „Neusprech“, „Doppeldenk“ (George Orwell).

Durch Publizität erzeugte und gestaltete Öffentlichkeit ist grundlegend für ein funktionierendes Verhältnis von Staat und Gesellschaft. Sie ist Voraussetzung für die demokratische Organisation der Macht. Und sie ist Bedingung für die Teilhabe der Bürger an den öffentlichen Dingen.

Das war nicht immer so. Im europäischen Mittelalter standen die private und staatliche Sphäre nicht im definierten Gegenüber. Es gab nur die Öffentlichkeit der Herrschenden für das Volk und vor dem Volk. Entscheidungen wurden verkündet. Ein damals neues Medium unterlief das: die beweglichen Lettern des Johannes Gensfleisch, genannt Gutenberg. Sie erzeugten Publizität. Sie nutzten nicht den vorhandenen Raum. Sie schufen ihn.

Luthers Thesen wären im theologischen Milieu von Wittenberg nach kurzem Professorenstreit verpufft. Publizität schuf den öffentlichen Raum für Reformation; danach konnte sie sich ereignen. Es galt weniger der gesellschaftliche Stand oder die Autorität der Bibel, sondern das bessere Argument. Der kommunikative Raum zwischen bürgerlicher Privatsphäre und Staat wurde zum Strukturprinzip des modernen Verfassungsstaates. Das Konzept: Aufklärung sah nicht die Ablösung alter Herrschaft durch neue vor. Herrschaft sollte sich durch Wissen in „Vernünftigkeit“ wandeln.

Ich zitiere Habermas: „Öffentliche Meinung will, ihrer eigenen Intention nach, weder Gewaltenschanke noch selber Gewalt, noch gar Quelle aller Gewalten sein. Es soll sich vielmehr der Charakter der vollziehenden Gewalt (also Herrschaft) selbst verändern. Die Herrschaft der Öffentlichkeit ist ihrer eigenen Idee zufolge eine Ordnung, in der sich Herrschaft überhaupt auflöst.“

Mit meinen Worten: Die in den Medien und durch eine freie Presse realisierte Öffentlichkeit ist keine Veranstaltung für, sondern der demokratischen Gesellschaft. Die konstruktive Rolle des Öffentlich-rechtlichen betone und verteidige ich in diesem Zusammenhang nicht erst seit der Veränderung meiner Lebensplanung.

Die Macht des Journalisten ist von anderer Art als diejenige der Machthaber in Politik und Wirtschaft. Die elementare Macht, Verantwortung und Würde des politischen Journalisten ist es, den vorhandenen politischen Raum nicht nur aufzufüllen, sondern ihn zu schaffen. Hier entscheidet sich, in welcher Welt wir leben wollen.

Ich unterscheide zwischen Erster, Zweiter und Dritter Öffentlichkeit. Wir kennen die „Erste Öffentlichkeit“ der Straßen, Plätze, Schulen, Gemeinden, Vereine. Wer sein Haus verlässt und sich in diesen Raum begibt, repräsentiert sich selbst vor überschaubarem Publikum. Man sieht in die Schaufenster. Man begegnet sich von Angesicht zu Angesicht. Man kommt ins Gespräch. Die Symbolsprache des Alltags ist den Beheimateten vertraut. Man achtet auf Contenance.

Was uns in Europa an der Burka stört, ist ja – so glaube ich – weniger eine ethnische Merkwürdigkeit. Sie stanz einen extrem privaten Raum in die Öffentlichkeit hinein. Der Mensch, sofern er nicht unter Zwang handelt, reklamiert für sich das Recht, andere zu beobachten, ohne sein Gesicht deren Blicken auszusetzen. Er entzieht sich der Publizität. Er verkleinert den Raum der offenen Gesellschaft.

Eine „Zweite Öffentlichkeit“ entsteht durch Medien. Sie öffnen ein Fenster in die Welt.

Journalisten dokumentieren und kommentieren. Durch ihre Primärerfahrung vermitteln sie dem Leser, Zuhörer oder Zuschauer Sekundärerlebnisse. Eine Teilnahme und Teilhabe an den „öffentlichen Dingen“ ist dadurch möglich. Der politische Journalismus hat hier eine enorme Macht – aber auch Verantwortung. Er steuert nicht die Realitäten, aber deren Wahrnehmung. Damit beeinflusst er sie natürlich. Was er enthüllt oder verschweigt, hat Wirkung. Lange vor der Einsamkeit in der Wahlkabine. Contenance bestimmt hier nicht die Umgangsformen. Wer als Mediennutzer die „Zweite Öffentlichkeit“ betritt, muss sich nicht mehr gut benehmen. In den vorgezeigten Auseinandersetzungen steigt der Pegel von Hohn und taktischem Gerede. Das „unter uns Gesagte“ und das öffentlich Vorgestellte weichen erheblich ab.

Der Konsument kann im Unterhemd und mit Bierflasche in der Hand der Weihnachtsansprache des Bundespräsidenten beiwohnen. Umgekehrt lassen sich Journalisten vom Glamour der Macht umgarnen. Ein domestizierter Journalismus unterwirft sich Ritualen und Liturgien der politischen Klasse. Er nimmt ihren Rhythmus auf und schunkelt im Takt der Sektempfänge und Hochglanzbroschüren. Dann häufen sich Zeichen der Ohnmacht in der Öffentlichkeit. Parteien und Interessengruppen konzentrieren sich darauf, „Bilder zu schaffen“. Sie instrumentalisieren die Medien. Inszenierung wird zum Programm. Im Wettbewerb um Aufmerksamkeit und Einschaltquoten drängen die Torszenen in den Vordergrund. Das eigentliche Spiel hat ungewollte Längen. Mit Vereinfachung und Argumentationsarmut der Politik korrespondieren Medien. „Personen statt Themen.“ Realität und Unterhaltung vermischen sich zur „Reality-Show“. Die Umsatzgeschwindigkeit von Events und Moden durchbricht die Schallmauer. Es bleibt wenig Raum für Reflexion. „Klein beigeben“ des politischen Journalismus bedeutete schleichende Selbstaufgabe. Nicht genutzte Freiheitsräume verfallen. Nicht geübte Fertigkeiten schrumpfen.

Vertrauensverlust – das haben wir in den letzten Jahren deutlich gelernt – ist der größte anzunehmende Unfall. Schleichende Gifte für das, was die offene Gesellschaft ausmacht – was da sind: Kommunikation und problemlösender Diskurs. Am Ende stehen Ohnmachtsgefühle. Wir erleben das konkret in der Finanzkrise. Markt und Staat sind die Lenkungsmechanismen der Industriegesellschaft. Selbstermächtigung des Marktes und Selbstentmachtung der Parlamente erzeugen ein Vakuum. Ein Vakuum führt nicht zur Ausweitung des politischen Raumes. Es verengt ihn. Interessengruppen stehen bereit, ihn auszufüllen. Ohne demokratische Legitimation ziehen sie ihre Strippen.

Eine „Dritte Öffentlichkeit“ ist durch das Internet entstanden. Sie überschreitet Grenzen. Ihr Ort ist die ganze Welt. Ihr Publikum kann nach Milliarden zählen. Niemand muss das Haus verlassen, um diesen ungeheuren digitalen Raum zu betreten. Viele gehen mit jeder Lebensäußerung auf Sendung. Privatsphäre und öffentlicher Raum fließen „gefühlte“ ineinander. Mitreisende erfahren durch Handygeplauder das aktuelle Beziehungsdesaster. Vermeintlich private Einträge der Facebook-Szene sind Allgemeinbesitz. Man ist Schausteller seiner selbst und hält das für ein einzigartiges Alleinstellungsmerkmal.

Das „unveränderliche Kennzeichen“ der „Dritten Öffentlichkeit“ ist: „Entgrenzung“. Orte in globaler Entfernung werden zur unmittelbaren Nachbarschaft. Ungleichzeitige Kulturen und Bewusstseinszustände prallen unvermittelt aufeinander. Der zeitliche Abstand zwischen Ereignis und öffentlicher Wahrnehmung schrumpft gegen Null. Menschenmassen ballen und organisieren sich auf Zuruf zu mächtigen Bewegungen. Die letzten Tabus werden ignoriert. Herrschaftswissen wird zur Illusion. Eine exponentiell anschwellende Informationsflut steht jederzeit und überall zur Verfügung. Privates wird per Maus-Klick global öffentlich. Unbegrenzte Speichertechnik ignoriert die menschlichste unserer Eigenschaften: das Vergessenkönnen.

Man kann diese Liste unschwer verlängern. Sie genügt, um Herausforderungen anzudeuten, vor denen der politische Journalismus steht. Historisch gewachsene Strukturen, Hierarchien, eingeübte kulturelle Gewissheiten verlieren ihre schützende Außenhaut. Standards politischer und ethischer Organisation unserer Gesellschaft müssen neu buchstabiert werden und sich in multiplexer Globalität neu orientieren.

Das Gefühl passwortgeschützter Privatheit und Souveränität am heimischen Bildschirm ist trügerisch. Jede Aktion am PC hinterlässt ihre Spuren. Die neue Freiheit bedeutet stärkere Kontrolle.

Ich sehe nicht, dass der politische Journalismus hier schon aus der „Überraschungsstarre“ aufgewacht ist. Von einem Konzept, die neuen Chancen produktiv und positiv zu nutzen, ganz zu schweigen. Die wichtigsten Entwicklungen der letzten Jahre wurden vom politischen Journalismus erst spät erkannt. Wir denken an den Arabischen Frühling, die Diversifizierung des Parteienspektrums und den Autoritätsverlust von Eliten und Führungsgremien. Wir denken an den Bedeutungsschwund der Kirchenmänner, die Enttarnung zynischen Machtalltags durch WikiLeaks.

Wir denken darüber nach, ob die „Pfeifenbläser“, die Whistle Blower, die Schimmelecken der Macht, des Militärs, der Geheimdienste durchlüften oder ob hier eine Heroisierung des Denunziantentums entsteht. Auch dem Journalisten fallen enthüllungsbedürftige Fakten in die Hand. Er kennt aber das Problem der Güterabwägung. – Es gibt einen Unterschied zwischen WikiLeaks und Hans Leyendecker. Dient Schwarmverhalten immer der Aufklärung? Jagen Qualitätsjournalisten im Rudel?

Das Politische braucht einen Ort, an dem es geschieht und auf den es sich bezieht. Verflüchtigt sich dieser Ort im Unendlichen des digitalen Raumes? Der politische Journalist verfügt über Ohren, Augen und Bleistift. Er ist ein erfahrener Scout. Er ist nicht nur Medienfachmann, sondern Mediator eines unablässigen Dialogs. Er weiß: Nur im Gespräch mit anderen kommen wir zu uns selbst, erleben wir unsere Zugehörigkeit zu einer Verständigungsgemeinschaft.

Der echte Dialog nimmt sich Zeit und ist ergebnisoffen. Er schafft Raum für neue Sichtweisen und Erkenntnisse. Das Entscheidende geschieht nicht im Augenblick des Sprechens, sondern im Augenblick des Zuhörens. Im zerfaserten Geplapper der häufigen Talkshows tummeln sich zunehmend die gleichen Besserwisser mit dem Mandat ihrer Eitelkeiten.

In den 1970er Jahren war „kritisches Bewusstsein“ an Universitäten oft die Kunst des gewollten Missverstehens. Das war Reflex auf die Dialogunfähigkeit der Väter-Generation. Heute erkennen wir: Fortschritte entstehen aus einem Überfluss an Alternativen. Wir wenden uns ab von einem normativen hin zu einem interpretativen Weltbild. Wir misstrauen dogmatischen Wahrheitsansprüchen und entwickeln plurale Gestaltungen der Wirklichkeit.

Mit Tucholsky glauben wir dem, der die Wahrheit sucht, aber keinem, der sie gefunden hat. Wir leben mit mehr Dingen zusammen, als wir beherrschen können, mit mehr Menschen als wir ertragen können.

Der politische Journalist ist ein Wirklichkeitsfreak. In der entmündigenden Informationsflut unserer Tage teilt er Schwimmwesten aus. Er tut es nicht durch geschwätziges Wörterfluten, sondern durch das treffende Wort und das gültige Bild. Er arbeitet an der noch fehlenden neuen Symbolsprache der globalen Zivilisation. Er erkennt, dass Deutschland mehr Verantwortung trägt als für sich selbst. Der Deutschlandfunk steht in vorbildlicher Weise für einen aufmerksamen Blick über den Tellerrand.

Mein Neujahrswunsch für alle Medien aber ist mehr guter Europa- und außenpolitischer Journalismus, der auch beim Thema „Interessen“ unaufgeregt und analytisch bleibt. Er tut es nicht mit missionarischem Gezeifer, sondern im Vollbewusstsein seiner menschlichen Unzulänglichkeit. Vor dem Rasierspiegel sagt sich der Journalist jeden Morgen: „Ich bin zwar unfehlbar, aber fähig hinzuzulernen.“ Leider ist dem Schöpfer ein Fehler unterlaufen, als er die Dummheit frei laufen ließ, der Klugheit aber enge Grenzen setzte. Nur eine kleiner werdende Gruppe will mehr und bessere journalistische Aufklärung.

Kritischer Journalismus ist eine Kulturleistung. Heute kann man sogar froh über Boulevard-Leser sein, weil sie noch am politischen Leben der Republik teilnehmen, statt sich im Unterhaltungsdschungel zu verlaufen. In diesem Dschungel zählt seine Stimme für: Wer wird Superstar oder muss den Dschungel verlassen? (Er zahlt sogar.)

Menschen in gesellschaftlicher Verantwortung wissen nicht sofort und glasklar, was zu tun ist. Das wissen nur Demagogen und Nebelwerfer. Das ist die Zukunftsaufgabe und -chance des politischen Qualitätsjournalismus!

Zitat: „Gegen den Trend zur gesellschaftlichen Segmentierung, zur Verspartung der Interessen, zur Abschottung der kommunikativen Parallelwelten hat er das Große und Ganze, das Gemeinwesen und die Interessen der Allgemeinheit im Auge zu behalten.“ (Volker Lilienthal)

Ob politischer Journalismus auf Papier geschieht oder auf dem Tablet-PC hin- und hergeschoben wird, ist nachrangig. Wir Zeitungsmacher lernen gerade, was Medienhersteller aller Zeiten lernen mussten. Wir produzieren keine Gefäße, sondern Inhalte. Das Problem ist nicht Papier oder Elektrotechnik, sondern: Gibt es Raum für guten Journalismus? Er ist Wachhund des Bürgers. Als Schoßhund der Mächtigen ist er entbehrlich. Wenn er das Relevante für jeden erkennbar herausarbeitet, ist er mächtiger denn je. Demgegenüber ist für unsere Zukunft nur noch eines wichtiger: Kinder zu gebären.

Ich glaube an stabile Beziehungen. Auch an Leser und Zuschauer, die guten Journalismus schätzen. Es funktioniert, wenn auch manchmal auf merkwürdige Weise. Wie bei jenem alten Ehepaar. Man fragte es, wie sie es geschafft hätten, einander so lange schon treu zu sein, ohne Langeweile oder Seitensprünge. Beide lächelten sich durch das Gitter ihrer Falten zu, und der Mann sagte: „Es war gar nicht so schwierig. Wir haben da ein Ritual, das

uns all die Jahre sehr geholfen hat. Jede Woche gehen wir noch einmal in das kleine Restaurant in der Altstadt, wo wir uns damals unsere Liebe gestanden haben. Wir essen unser Lieblingsgericht und trinken unseren Lieblingswein – ich dienstags und sie am Donnerstag.“

Ich danke Ihnen. – Heute ist Freitag.